

Elisabeth Büchle

DIE
HÜTERIN DER
VERLORENEN
Schätze
Roman

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.



© 2026 Gerth Medien in der SCM Verlagsgruppe GmbH,
Max-Eyth-Str. 41 · 71088 Holzgerlingen
gerth.de

1. Auflage 2026
Bestell-Nr. 821179
ISBN 978-3-98695-179-5

Umschlaggestaltung: Hanni Plato
Umschlagmotive: Gert Wagner
unter Verwendung von Shutterstock und bildgebenden Generatoren
Satz: Uhl+Massopust, Aalen
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

Für Gudrun Biebach und Angelika Franz

Liebe Leserinnen und Leser,

wie schon bei *Die Erbin des Bernsteinzimmers* hier ein kleiner Hinweis: Achten Sie beim Lesen bitte auf die Datumsangaben in den Abschnitten, denn es gibt – der Dramaturgie geschuldet – einige Zeitsprünge, mitunter auch vor und zurück.

In diesem Roman habe ich wieder mehrere historische Personen erwähnt. Einen Überblick über deren Lebensdaten finden Sie am Ende des Buches, ebenso wie ein kleines Glossar.

Ich wünsche Ihnen ein spannendes Lesevergnügen!

Ihre Elisabeth Büchle

Prolog

1821, Koudekerke, Niederlande

Sie hatte sich schon immer eingesperrt gefühlt. Das Gefühl verstärkte sich mit jedem Jahr, das verstrich, mit jeder Erkältung, die sie heimsuchte. Mehr noch, weil für sie, wie für fast alle ihre Geschlechtsge nossinnen, der Schulunterricht schon nach sechs oder sieben Jahren endete, während ihre fünf älteren, vor Kraft strotzenden Brüder zum Studieren fortgingen oder eine Lehre begannen. Sie, das Nesthäkchen, blieb in der Obhut der Eltern zurück. Kränklich und geschwächt, umgeben von so vielen Männern, denen niemand Grenzen zu setzen schien. Ihre Mutter versuchte, sie für die Hausarbeit zu begeistern – und ja, sie kochte wirklich gern. Alles andere ... ertrug sie eher. Möglicherweise hätte sie mehr Freude daran gehabt, wenn sie nicht so schwach gewesen wäre und immer hätte zuschauen müssen, wie ihre Brüder und deren Freunde die Welt eroberten.

Veras Weg war vorgezeichnet: die Eltern versorgen, bis sie starben, anschließend darauf hoffen, dass einer ihrer Brüder und dessen Familie sie aufnehmen. Als die vereinsamte Tante, die sie dann wäre, eine alte Jungfer, vielleicht ein wenig eigenbrötlerisch, aber herzensgut zu ihren Nichten und Neffen – in Ermangelung eigener Kinder. Ob sie sich nicht wünschen sollte, früh zu sterben? Selbst wenn ihre Eltern gerade einen neuen Versuch unternahmen, genau das zu verhindern?

Während sie in der Kutsche durchgeschüttelt wurde, die handarbeitende Mutter neben sich, den schnarchenden Vater gegenüber, warf sie einen flüchtigen Blick zum Fenster hinaus. Und dann gleich

noch einen, diesmal intensiver. Sie rutschte an den Rand des schwarzen Lederpolsters und drückte das Gesicht gegen die Scheibe. Faszungslos und fasziniert zugleich blickte sie auf das weiß gekalkte Backsteingebäude, dem sie sich näherten. *Das muss ein Irrtum sein. Das ist niemals das Haus, das uns für den Rest des Sommers überlassen wurde!*

Allerdings strafte der Kutscher ihre Gedanken Lügen. Er bog in die kurze Einfahrt ein und hielt vor der Freitreppe eines u-förmig erbauten Gutshauses mit runden Türmchen und einem hohen, steilen Dach. Es mutete wie ein kleines Schloss an. Fasziniert und zugleich auch ein wenig eingeschüchtert, wartete Vera nicht, bis der Fahrer den Kutschenschlag öffnete. Vielmehr übernahm sie das selbst und wagte sogar den tiefen Schritt hinunter in den knirschenden Kies – ohne helfende Hand, ohne einen Tritt. Hut und Sonnenschirm ließ sie zurück.

Über ihr kreisten, heisere Schreie ausstoßend, weiße Möwen, Windflüchter duckten sich unter einer lauen Bö, die den Duft von Salzwasser und warmem Sand mit sich trug. Und den von ... Freiheit? Von Weite, Genesung und neuer Kraft?

Vera ignorierte ihre Mutter, die sie bat, sich nicht allein zu entfernen. Obwohl ihr Atem sofort mühsam wurde und sich in ihrer Brust ein neuer Hustenanfall zusammenballte, betrat sie den von Wind und Wetter dunkel verfärbten Holzsteg und flog förmlich zwischen den hohen Dünen hindurch in Richtung Strand. Da sie den weißen Rock weit hochgerafft hatte, streichelte das raue Dünengras ihre Beine. Und dann sah sie es: tiefblau, glitzernd, niemals ruhend, von weißen Hauben geschmückt und wunderschön in seiner befreienden Unendlichkeit. Das Meer.

Vera blieb stehen. Ihr Atem ging pfeifend, sie war nass geschwitzt und spürte ihren galoppierenden Herzschlag. Ebenso wie den ekelhaft brennenden, grollenden Husten, der sich wieder anschlich. Trotz-
zig richtete sie sich auf, hörte den Sand unter ihren Stiefeln knirschen und spürte, wie die Sonne ihren Nacken küsste. Den Möwen gleich breitete sie die Arme aus. Zum ersten Mal seit dem vergangen-

Winter konnte sie spüren, was Glück bedeutete. Auf ihrem bleichen, fast durchscheinenden Gesicht erwachte ein Strahlen. Vera hatte das Gefühl, fliegen zu können.

Bis sie hustend und nach Luft ringend auf die Knie sank.

Eins

April 2019, Deventer, Niederlande

EMILIA

Die Frau, die ihr die Tür öffnete, blickte sie argwöhnisch an. Emilia befürchtete, dieses Misstrauen könne sich schnell in etwas Schlimmeres verwandeln. In Vorwürfe, womöglich auch in Verbitterung. Die diffusen Schuldgefühle in ihr ließen sie nicht nur zögern, sondern unwillkürlich einen Schritt zurücktreten. Ihr gerade mühsam zusammengehaltener Mut flog davon. Da Emilia weder einem Familienmitglied noch einer Freundin oder Arbeitskollegin nahe genug stand, um mit dieser Person über solche Dinge zu reden, hatte sie keine Menschenseele fragen können, ob sie einen Fehler beging ... Der Wind zerrte an ihr, als wolle er sie aufhalten. Der Geruch von Wasser und nassem Gestein umhüllte sie. In Erinnerung daran, dass sie Wiedergutmachung leisten wollte – viele Jahre zu spät und sicher völlig unzureichend –, straffte sie die Schultern. »Entschuldigen Sie bitte die Störung. Sind Sie Anneke Mol?«

»Wer fragt das?« Die Frau an der Tür sprach Deutsch mit niederländischem Akzent. Wache blaue Augen musterten Emilia. Zuletzt blieb ihr Blick an der grauen Pappschachtel hängen, die Emilia an sich presste, als halte sie ein Kind im Arm.

Emilia unterzog ihr Gegenüber ebenfalls einer prüfenden Musterrung. Die über Neunzigjährige war schlank, fast mager, ihr weißes Haar mit dem modischen Kurzhaarschnitt wirkte überraschend voll, die Haut wies Falten und Sonnenflecken auf.

Emilia, mit ihren 1,72 Metern größer als viele andere Frauen,

schätzte, dass die alte Dame fünf, sechs Zentimeter kleiner war als sie, wobei ihre leicht gebeugte Haltung vielleicht täuschte.

»Fräulein?«

Die nicht mehr gebräuchliche Anrede ließ Emilia endlich reagieren. »Mein Name ist Emilia Seidel. Ich bin hier ...« Sie geriet ins Stocken. Nervös trat sie von einem Bein auf das andere, dann atmete sie tief durch. »Ich bin gekommen, weil ich im Nachlass meines Urgroßvaters etwas gefunden habe, was Ihrer Familie gehört.«

Von der Deutsch-Niederländerin kam ein Seufzen, das in Emilias Ohren eine Menge Schmerz enthielt.

Die ersten Regentropfen fielen aus dem grau bewölkten Himmel, der sogar von dieser pittoresken Altstadtgasse Besitz genommen zu haben schien. Die vorherrschenden Farben der hohen Fassaden waren Weiß und unterschiedliche Grauschattierungen, von hell bis fast schwarz, dazwischen schummelte sich gelegentlich Backsteinbraun. Emilia empfand das als merkwürdig passend, da sie die Zeit, in die sie völlig überraschend geschubst worden war, vorrangig aus alten Schwarz-Weiß-Filmen kannte – und keinen davon konnte man schön nennen.

»Es ist ungemütlich hier draußen. Kommen Sie rein, Emilia Seidel.«

»Vielen Dank.« Emilia zog gleich hinter der Tür ihre Schuhe aus und folgte der Frau durch den kurzen Flur in die Parterrewohnung. Weiße Wände, hohe Decken mit Stuckbändern und eine eher minimalistische Einrichtung aus weiß lasierten Möbeln begrüßten sie. Im Wohn-Ess-Bereich, dessen Fenster auf die Straße hinausgingen, lockerten Akzente in Altrosa das Ambiente auf. Sogar die Tulpen in der Vase auf dem Esstisch wiesen den Roséton auf.

Einladend deutete Anneke auf die sandfarben-altrosa gestreifte Couch, sie selbst nahm in dem dazugehörigen Ohrensessel Platz.

Die Pappschachtel immer noch fest an sich gedrückt, atmete Emilia erneut tief durch, ehe sie mit zittriger Stimme sagte: »Mein Urgroßvater ist vor einigen Wochen gestorben.«

»Das tut mir leid.«

»Danke.« Emilia war aus dem Konzept gebracht. Sie wollte das, was sie zu sagen hatte, schnell hinter sich bringen. Die Regentropfen

klopfen wie ungeduldige Finger an die Fensterscheiben, was ihr Unbehagen noch steigerte; dagegen kam auch das gemütlich prasselnde Feuer im Kaminofen nicht an.

»Dieses Paket hier haben meine Cousine und ich beim Ausräumen auf dem Dachboden seines Hauses gefunden. Man kann die Adresse – bis auf das Wort *Berlin* – nicht entziffern, doch nach einigem Hin und Her waren wir uns sicher, dass die Adressatin Ida Lindenheim hieß. Sie wohnte früher in Berlin, aber das Haus gibt es heute nicht mehr.«

Bevor Emilia fortfahren konnte, sagte ihre Gastgeberin: »Genauso wenig wie die Menschen, die einst dort gelebt haben. Vor 1943.«

Ein Zittern durchlief Emilia. *Sie weiß es*. Scham und Schuldgefühle explodierten heiß in ihr. *Was hast du nur getan, Opa Stuttgart?* Emilia setzte sich aufrechter hin und versuchte, ihre Finger nicht zu fest in die stabile Pappschachtel zu krallen. Diese hatte seit den 1950er-Jahren auf dem Dachboden gelegen. *Vermutlich*, schränkte sie ein, denn sie wusste es natürlich nicht mit Sicherheit. Es wäre so viel leichter gewesen, diesen ... Botengang einfach der Post zu überlassen. Erneut nahm sie all ihren Mut zusammen. »Das Paket lag anscheinend seit mehreren Jahrzehnten verschlossen herum und wurde nie abgeschickt. Meine Cousine und ich haben beschlossen, es zu öffnen.« Emilia wollte sich schon dafür entschuldigen, doch die zusammengekniffenen Augen ihrer Gesprächspartnerin ließen sie davon Abstand nehmen. Die Frau sah streitbar aus.

»Wie haben Sie mich gefunden, Fräulein Seidel?«

»Sie haben in der Lost-Art-Datenbank des Deutschen Zentrums für Kulturgutverluste in Magdeburg Suchanfragen für mehrere während der NS-Zeit verschollene Gegenstände eingestellt. Einige davon befinden sich hier in dieser Schachtel.«

Anneke Mol lehnte sich zurück, der Sessel knarrte leise. Die Frau wirkte nicht überrascht, eher ein wenig irritiert. Wie scharfsinnig ihre Gastgeberin war, bewies die nachfolgende Frage: »Das Zentrum für Kulturgutverluste gibt keine Privatadressen heraus.«

»Das stimmt. Aber während eines etwas komplizierten Telefonats, in dem ich dem zuständigen Mitarbeiter gleich mehrere Stücke nennen

und beschreiben konnte, die ich überraschend im Haus meines Urgroßvaters gefunden hatte, ist ihm irgendwann Ihr Name herausgerutscht. Der Mann versprach, den Sachverhalt zu prüfen und in Bearbeitung zu geben. Ich habe sofort nach dem Telefonat nach Anneke Mol geforscht, wohnhaft in Deventer.« Emilia hatte gesehen, dass Anneke bei dem Wort überraschend zusammengezuckt war. Sie fragte sich, ob der Name Seidel Anneke womöglich etwas sagte. Wusste sie, wer Sebastian Seidel gewesen war? Im Gegensatz zu Emilia, die so gern Zeit mit ihm verbracht, ihn aber offensichtlich gar nicht gekannt hatte?

»So einfach konnten Sie mich finden?« Anneke klang nicht sehr begeistert über diesen Umstand.

»Sie waren in dieser Stadt über Jahrzehnte politisch und wohl-tätig engagiert, Ihr Name und Ihr Gesicht finden sich im Internet ...« Emilia fühlte sich noch unbehaglicher als bisher und rutschte nervös auf dem Polstermöbel nach vorn, darauf bedacht, das Paket nicht fallen zu lassen. Sie hätte es auf den Boden stellen können, aber es war hilfreich, sich an etwas festzuhalten. Also klammerte sie sich weiter an eine rund 70 Jahre alte, nach staubigem Dachboden riechende Pappschachtel, die zwar sorgfältig verschnürt, aber nie abgeschickt worden war. Warum nicht? Und wieso hatte ihr Urgroßvater deren Inhalt überhaupt in seinem Besitz gehabt?

»Es war mir und meiner Cousine wichtig, dass Sie dies hier bekommen. Von ... mir persönlich.« Das mit der Cousine stimmte nur bedingt. Wenn Emilia nicht darauf bestanden hätte, zumindest zu versuchen, die Herkunft des Paketinhalts zu klären, hätte Jella diesen behalten. Nach einer ungewöhnlich hitzigen Diskussion – normalerweise vermied Emilia jegliche Art von Auseinandersetzung – hatte ihre Cousine zugestimmt, dass Emilia Nachforschungen anstellte, sich selbst aber nicht daran beteiligt.

»Das, was sich hier drin befindet, gehörte Ihrer Familie.« Emilia wollte sich erheben, doch die Frau hob abwehrend die Hände. In ihren Augen flackerte etwas auf, was Emilia nicht einschätzen konnte. War es Angst? Oder jene Form von Schmerz, die sie zu sehen befürchtet hatte? Für Emilia waren es nur Gegenstände, die sie in Händen

hielt; Anneke würde darin die Gesichter jener Menschen sehen, die sie an den braunen Moloch verloren hatte. An Konzentrationslager und Öfen.

»Eine Seidel kommt zu mir und sagt, sie habe etwas, was einst meiner Familie gehört hat.« Nun klang die ältere Frau sarkastisch. »Wenn meine Mutter das noch erlebt hätte!«

Betroffen presste Emilia die Lippen zusammen. Diese Wendung des Gesprächs ließ etwas in ihrem Inneren zerspringen. Waren es die Bewunderung, Dankbarkeit und Liebe, die sie zeitlebens für ihren Urgroßvater empfunden hatte? Ein scharfer Schmerz wand sich wie eine Schlange um ihr Herz und presste es zusammen. Erstickt sagte sie: »Ich weiß nicht, was damals passiert ist –«

»Ich denke, das wissen Sie sehr genau. Sonst wären Sie nicht hier.« Anneke musterte sie mit hochgezogenen Augenbrauen. Nun erst fiel Emilia auf, dass diese ebenfalls weiß und sehr sorgfältig gezupft waren.

»Natürlich kenne ich aus dem Geschichtsunterricht die –«

»Sie wollen mir jetzt doch wohl nicht mit Schulwissen kommen, Fräulein Seidel?«

Beschämt senkte Emilia den Blick auf die Schachtel in ihrem Schoß. Vermutlich hatte ihre Gastgeberin recht mit dieser Bemerkung, andererseits war das, was sie hergeführt hatte, lange vor ihrer Zeit geschehen. Ja, sie hatte Schuldgefühle, vor allem, da der Inhalt des Pakets über mehrere Jahrzehnte nicht zurückgegeben worden war und weil sie es einfach geöffnet hatte, obwohl es an jemand anderen adressiert war ...

Bis vor zwei Wochen, als sie zusammen mit Jella das Haus ihres im hohen Alter verstorbenen Urgroßvaters ausgeräumt hatte, hatte sie nichts von dem auf dem Dachboden lagernden Päckchen gewusst. Im Grunde wusste sie bis heute nicht, was es mit dessen Inhalt auf sich hatte und worin die Verbindung zu der Frau bestand, der sie nun gegenüber saß.

»Entschuldigen Sie bitte«, kam es leise von Anneke und ihr Sessel knarrte. Diesmal beugte sie sich Emilia entgegen. »Sie haben nichts mit den Menschen von damals gemein. Sie haben versucht, das Richtige zu tun. Dafür sollte ich Ihnen dankbar sein, statt Sie anzugreifen.«

Emilia lächelte zögernd, schluckte und gab ebenso leise und ver-söhnlich zurück: »Es ist die Geschichte Ihrer Familie. Die Tragödie Ihrer Familie. Es ist Ihr gutes Recht, emotional zu reagieren.«

»Was machen Sie beruflich? Wo wohnen Sie?«

Erstaunt über den plötzlichen Themenwechsel neigte Emilia den Kopf, ihre Finger fuhrten über den rauen Pappkarton. Irgendwie fand sie es angemessen, von sich zu erzählen. Immerhin hatte sie Anneke aufgespürt und war ohne Vorwarnung in ihr Leben gestolpert.

»Ich wohne in Korntal, das liegt in der Nähe von Stuttgart, und bin Buchhändlerin.«

Annekes Blick wanderte durch die offene Tür in den nebenan gelegenen Raum. Emilia tat es ihr gleich und konnte einen Teil eines deckenhohen Regals sehen, dessen Einlegebretter mit Büchern gefüllt waren. Sofort fand sie die Frau deutlich sympathischer. Wer eine eigene Bibliothek besaß ...

»Wie schön, dass die Urenkelin eines Mannes, der zu jenen gehörte, die Bücher verbrannt haben, nun Bücher verkauft. Sie ... bewahrt.«

»Kannten Sie meinen Urgroßvater?«, sprudelte endlich eine ihrer vielen Fragen aus Emilia heraus.

»Ich erinnere mich nicht an ihn, ich war damals noch ein Kleinkind. Aber meine Mutter hat ab und zu von ihm gesprochen, vor allem an dem Tag, an dem sie starb. Die Erinnerung an Sebastian Seidel hat sie stets ziemlich aufgewühlt.«

»Oh ...«

Wieder hob Anneke die Hand. »Meine Mutter hatte Krebs und starb Mitte der 1960er-Jahre.« Die alte Frau erhob sich. In der Annahme, sie wolle endlich das Paket an sich nehmen, hielt Emilia es hoch, aber Anneke winkte ab. »Wie wäre es, wenn Sie Holz nachlegen, während ich uns einen Kaffee mache? Sie trinken doch Kaffee, oder?«

»Gern.« Behutsam setzte Emilia den Karton auf der Couch ab und erhob sich. Sie öffnete den Schwedenofen, dessen Hitze ihre Gesichtshaut zum Kribbeln brachte, und legte einen Scheit Buchenholz nach. Nachdem sie die Ofentür wieder geschlossen hatte, zögerte sie kurz und ging dann zur Türschwelle des Nebenzimmers. Völlig fasziniert

betrachtete sie den Raum, der bis auf die Seite mit zwei Fenstern und einer Terrassentür von unzähligen Büchern dominiert wurde. Auf einem Fenstersims wehrte eine mit Schwemmhholz verzierte Lampe durch ihr milchig orangefarbenes Licht die Tristesse von draußen ab, in ihrem Schein tanzten Staubkörnchen.

»Gehen Sie nur in meine Bibliothek!«, erklang es aus der Küche.

Emilia blinzelte ertappt, lächelte dann aber. Die Frau hatte sie spielend durchschaut. Gern nahm sie die Einladung an und schritt an den Regalen entlang, las wahllos die Buchtitel und tippte mit dem Zeigefinger vorsichtig alte, von Rissen durchzogene Ledereinbände an. Hier standen Schätze aus vergangenen Jahrhunderten Schulter an Schulter mit Neuerscheinungen. So wie ihr Zusammentreffen mit Anneke zwei grundverschiedene Generationen zusammengeführt hatte, zwei unterschiedliche Leben – aber offenbar mit Sebastian Seidel als gemeinsamem Nenner.

Zwei

September 1943, London, England

CHARLIE

Charlie Hunter überkam das unangenehme Gefühl, dass sie auf keinen gemeinsamen Nenner kommen würden. Er strich sich mit der Hand durch seinen dichten Haarschopf und hatte erhebliche Mühe, seine Frustration zu verbergen.

Der Major General grinste und stieß eine bläuliche Rauchwolke aus, ehe er die Zigarette ausdrückte. Dann verschränkte er die nikotingelben Finger miteinander und stützte die Hände auf dem einzigen Stück Holz ab, das zwischen den Papierstapeln und braunen Ordnerhüllen zu sehen war. »Jetzt haben Sie Ihr Kommando, Captain Hunter.«

»Eines über ein Team?« Für gewöhnlich waren es Unteroffiziere, die diese kleinste Truppeneinheit, bestehend aus fünf bis zehn Mann, anführten. Charles Hunter – Enkel eines Barons, einer Familie entstammend, die in jeder Generation einen hochrangigen Offizier hervorgebracht hatte – zwang sich, sich seine Empörung nicht anmerken zu lassen. Dass ihm das nicht glückte, zeigte die Reaktion des Generals. Er ließ sich ruckartig an die Lehne seines Schreibtischstuhls zurückfallen. Das Leder gab einen protestierenden Knarrlaut von sich.

»Das sind die Konsequenzen, wenn man Vorgesetzte kritisiert, Captain, und trotz diverser Warnungen nicht aufhört, sondern sich erdreistet, sogar Admiral Mountbatten höchstpersönlich anzugreifen. Dass Sie aufgrund des tadellosen Rufs und der Verdienste Ihrer Familie eine gewisse Narrenfreiheit besitzen, ist Ihr Glück!«

»Wozu blinde Gefolgschaftstreue führen kann, sehen wir ja gerade«,

brummte Charlie und deutete mit einer Kopfbewegung zu den Fenstern. Die Scheiben des Kriegsministeriums waren kreuz und quer mit Klebeband versehen, zum Schutz vor den Druckwellen detonierender deutscher Bomben. Dazwischen waren nur noch Nebelschwaden und ein Streifen grau verhangener Himmel auszumachen, passend zu Charlies Laune.

»Ihre direkte Untergebene, Marion Martens, gehört nicht zum ATS, vielmehr ist sie eine von der SOE geschulte Agentin.«

Eine ... Frau? Eine Spionin? Das wird ja immer besser! Diesmal fuhr sich Charlie mit beiden Händen durch das schwarze Haar, das seine Schwester gern mit einem Vogelnest verglich. Diese Spezialeinsatztruppe, deren Mitglieder auf Wunsch von Premierminister Churchill zur umstürzlerischen Kriegsführung ausgebildet wurden, war aus der Zusammenlegung von drei verschiedenen geheim operierenden Abteilungen entstanden, darunter der MI6. Diese Männer und Frauen – Letztere wurden gern verpflichtet, weil sie als harmloser wahrgenommen wurden – sprangen zumeist über Frankreich ab und unterstützten dort die Résistance, kamen jedoch auch in anderen Ländern zum Einsatz. Dies war ein Tätigkeitsfeld, von dem Charlie gar nichts wissen durfte. Doch er hatte Beziehungen ... oder vielmehr: hatte sie gehabt. Aber was hatte er, Captain der Royal Marines, mit der SOE zu tun?

Der Major General deutete mit dem Zeigefinger, dessen unnatürliche Krümmung darauf schließen ließ, dass er einmal gebrochen gewesen und nicht fachgerecht versorgt worden war, auf eine der vielen Mappen auf seinem Schreibtisch. »Hier ist die Akte, die unsere wunderbare Joan Bright eigens für Sie zusammengestellt hat. Setzen Sie sich in den Raum nebenan und studieren Sie aufmerksam die Unterlagen. Anschließend lassen Sie die Papiere auf dem Tisch zurück – nehmen Sie nichts mit. Ein Fahrer wird Sie danach an die Küste chauffieren, zu einer der speziellen SOE-Ausbildungsstätten. Dort lernen Sie Miss Martens kennen.« Der Offizier räusperte sich und fuhr sich mit Daumen und Zeigefinger über den Oberlippenbart. »Wenn Sie sich des Vertrauens als würdig erweisen, das in Sie gesetzt wird, wird man Ihren unrühmlichen Auftritt vergessen.«

Charlie presste die Lippen zusammen. Er wollte nicht, dass seine Kritik einfach *vergessen* wurde. Aber er war nicht in der Position, erneut aufzubegehren. Dieser Auftrag war schon Strafe genug, woraus auch immer er bestehen würde ... Unwillig beugte er sich vor und ergriff die Akte, auf die sein Gesprächspartner gedeutet hatte. Sie kam ihm irritierend umfangreich vor, wenn man bedachte, dass das geheime Vorhaben seines Teams noch in den Kinderschuhen steckte. *Seines Teams* – welch eine Demütigung!

»Werden Sie den tapferen Frauen gerecht!«, sah sich der Major General genötigt hinzuzufügen, was Charlies Misstrauen zusätzlich befeuerte. Wohin wollte man ihn schicken? Was hatte es mit einem Kommando auf sich, dem offenbar mehr Frauen als nur diese Martens angehörten; Frauen, die gerade vorausseilend als *tapfer* bezeichnet worden waren?

Charlie begrüßte vorschriftsmäßig, der Ranghöhere nahm den Gruß eher nachlässig ab, da er mit dem Anzünden einer neuen Zigarette beschäftigt war. Der Adjutant des Major Generals hatte an der Tür gewartet und führte Charlie nun in den langen Flur hinaus. Wortlos öffnete er für ihn die Tür des nebenan gelegenen Zimmers – ein kleines Kabuff, in dem nicht mehr als drei Stühle und ein primitiver Holztisch, über dem ein irritierend vornehmer Kronleuchter hing, Platz fanden. Das Fenster war vollends mit Pappe verkleidet, daher schaltete Charlie die Deckenleuchte ein. Der Adjutant schloss von außen die Tür, und Charlie wurde das unangenehme Gefühl nicht los, dass der Mann direkt vor dem winzigen Raum stehen blieb. Ob er dazu angehalten war, den Störenfried während seines Aufenthalts im Kriegsministerium im Auge zu behalten, damit er nichts anstellen konnte? Wie zum Beispiel, Teile der Akte mitgehen zu lassen?

Frustriert warf Charlie diese auf den Tisch. Mehrere Blätter rutschten heraus und verteilten sich fächerförmig. Dabei erblickte er das Wappen des Königs, einen Briefkopf mit der Hausnummer 64 aus der Baker Street, dem Sitz der SOE. Diese Adresse war der Grund, warum man die SOE auch die *The Baker Street Irregulars* nannte, nach den erfundenen Spionen aus den Sherlock-Holmes-Romanen. Als Charlie

die Papiere weiter auffächerte, sah er gleich mehrmals das schwarze Hakenkreuz, das Symbol für jene, die die Welt in einen feurigen Schlund geworfen hatten. Nun doch interessiert, ja förmlich elektrisiert, zog Charlie einen der Holzstühle heran, setzte sich und begann zu lesen.

*September 1943, geheimes Ausbildungscamp,
East Sussex, England*

CHARLIE

Statt nach Wanborough Manor in Guildford, Surrey, wo gerüchte-weise das Training der SOE-Agenten stattfand, brachte der Fahrer ihn an die Küste von East Sussex. Unweit der Klippenformation Seven Sisters ließ er Charlie direkt vor einem zerzaust wirkenden Wäldchen aussteigen. Die Ortschaft, die er in einiger Entfernung sehen konnte, wirkte idyllisch. Urige Cottages schmiegen sich an die grünen Hügel und bildeten einen hübschen Kontrast zur silberglänzenden Weite des Atlantiks. Möwen segelten am fast wolkenlosen Himmel entlang, stürzten sich kreischend Richtung Wasser und verschwanden hinter verkrüppelten Kiefern, zwischen die sich Eichen, Erlen und Rosskastanien mischten.

Charlie schulterte seinen Seesack und winkte dem schweisssamen Fahrer zum Abschied zu, der mit dem Wenden auf dem schmalen Feldweg beträchtliche Mühe hatte. Knatternd holperte das Fahrzeug schließlich davon, eine graue Abgaswolke hinterlassend. Schon bald war außer dem Kreischen der Möwen nur noch das Säuseln des Winds in den Zweigen zu hören.

Wie angewiesen, ging Charlie zu Fuß in den Wald. Sofort umfingen ihn tiefes Grün, eine herbe Duftnote und flirrendes Licht. Nach gut fünfzig Metern gelangte er an ein Metalltor, das viel zu groß für den sandigen Pfad war, auf dem keine zwei Automobile aneinander vorbeipasssten. Aus einem grob zusammengezimmerten Wächterhäuschen trat ein Infanterist hervor und grüßte zackig. Allerdings schob

der Wachposten das Tor erst auf, nachdem er eingehend Charlies Unterlagen geprüft hatte. Immerhin verbarg diese Hügellandschaft ein streng geheimes Ausbildungslager der Section X, zuständig für Deutschland und Österreich.

Charlie wechselte den Seesack auf die andere Schulter und schritt zügig voran, stutzte aber, als sich plötzlich der Wald vor ihm lichtete. Drei niedrige, primitive Holzbaracken erstreckten sich zu seiner linken Seite, beschattet von wuchtigen Ahornbäumen. Rechts von Charlie standen zwei ausgebombte Lastwagen und drei Automobile, dazu ein Holzunterstand, der mehr Einschusslöcher aufwies, als Charlies Schwester Sommersprossen im Gesicht hatte, und das war schon eine Leistung.

Den spontanen Eindruck, die Lichtung müsse vor Kurzem von Bombern und Jagdfliegern angegriffen worden sein, schob er sofort von sich. Auch hier, nicht nur in Guildford oder im schottischen Arisaig, wurden Geheimagenten für ihren baldigen Einsatz trainiert. Die Stille auf der künstlichen Schonung wirkte seltsam unecht, das Fehlen auch nur einer einzigen Vogelstimme unterstrich zusätzlich diesen Eindruck.

Charlie schrak zusammen, als hinter ihm eine barsche Stimme einen Befehl rief, gleich darauf stürmten mehrere Personen in Overalls unter den Bäumen hervor. Er zählte vier Männer und elf Frauen. Der Lance Corporal, der sie antrieb, trug Uniform. Charlie konnte selbst aus der Entfernung den Schweiß auf ihren Gesichtern glänzen sehen, was nach einem 50-Kilometer-Marsch durchaus verständlich war. Nun wurden die Männer und Frauen einen steilen, künstlich errichteten Hügel hinaufgejagt, ehe sie sich auf der Gegenseite abseilten und dann durch einen Tunnel aus Weidenästen krochen.

»Captain Hunter?«

Charlie drehte sich langsam zu der Person hinter sich um und überspielte dadurch, wie sehr er sich erneut erschreckt hatte.

»Ich bin Eddie Webber. Wenn Sie mir bitte folgen würden.« Der Mann in Zivil hatte hier offenbar das Sagen. Er wartete keine Antwort ab, sondern ging großen Schrittes auf die lang gezogenen Baracken zu.

Er war kleiner als Charlie, was bei seinen 1,80 Metern häufig vorkam, und von rundlicher Statur, bewegte sich aber flink wie ein Wiesel.

Sie betraten das erste Holzgebäude, und Charlie musste den Kopf einziehen, um sich nicht am Türholm zu stoßen. Im Inneren konnte er gerade so aufrecht stehen. Seine Augen benötigten einige Sekunden, ehe sie sich an das Dämmerlicht gewöhnt hatten. Vor ihm lag ein langer Flur, von dem links und rechts Türen abgingen. Sein Kontaktmann führte ihn gleich in den ersten Raum links, eine Art Büro. Es war klein, chaotisch und überfüllt, jedoch mit der alten Couch und zwei Sesseln mit roten Samtbezügen eigentümlich gemütlich.

»Setzen Sie sich.«

Charlie folgte der knappen, aber nicht unfreundlichen Aufforderung, indem er in einem der Sessel Platz nahm. Die Sitzfläche gab überraschend weit nach; kurz hatte er das Gefühl, das Möbelstück wolle ihn verschlingen. Um ihn daran zu hindern, die Flucht anzutreten?

»Sie sind also der Kunstexperte?« Eddie machte sich an einem Gas-koher zu schaffen. Verblüfft über diese Fehlannahme zog Charlie eine Grimasse. »Weit gefehlt. Obwohl meine Familie früher einige Kunstwerke großer Meister in ihrem Salon hängen hatte – bevor der erste Große Krieg dafür gesorgt hat, dass der über Generationen angehäuften Reichtum davonfloss wie das Wasser des Severn.«

»Ah, Ihre Familie war nicht die Einzige, die nach 1918 so gut wie alles verloren hat.« Eddie schüttete Teeblätter in eine Kanne und goss das inzwischen kochende Wasser darüber. »Aber man sagte mir, Sie seien ein Kunstexperte.«

»Ich bin –«

»Ja, ich weiß.« Eddie knallte zwei Blechtassen auf den winzigen Beistelltisch und warf Charlie ein Streichholzbriefchen zu, das er reaktionsschnell mit einer Hand auffing. Kurz war er irritiert, dann entdeckte er die fast heruntergebrannte Kerze in einem verschnörkelten Metallstövchen und zündete sie an.

»Machen Sie es sich bequem, Captain, ich hole rasch Trixie Erle-
mann.«

»Moment!«.

Der Mann blieb auf seinen Zuruf hin im Türrahmen stehen und drehte sich mit fragendem Blick zu ihm um.

»Laut meinen Unterlagen ist meine direkte Untergebene, die Leiterin der Mission, eine gewisse Marion Martens.«

Eddies Gesichtsausdruck ließ Charlie die Stirn runzeln. Handelte es sich bei dem Namen Marion Martens um einen Decknamen für Trixie Erlemann? Hätte er die Verbindung beider Frauennamen nicht herstellen dürfen? Immerhin lagerten die Planungen für die Section-X-Aktion in einem geheimen Archiv unter Verschluss der ominösen Joan Bright. Eddie war nur ein Ausbilder, ein Zivilist, wenn auch der Leiter dieser verborgenen Stätte. Verärgert kniff Charlie die Lippen zusammen. Das hätte man ihm doch sagen oder als Notiz den Unterlagen beilegen müssen.

»Tja, also. Das ist so ...« Eddie kam wieder zurück ins Büro und ließ sich schwer in den zweiten Sessel fallen. Eine Staubwolke wirbelte hoch, illuminiert von der Sturmlampe auf dem Schreibtisch. Sekundenlang war der Mann wie in einen goldfarbenen Nebel gehüllt. Mit einer Mischung aus Faszination und Frustration beobachtete Charlie das Geschehen. All das passte zu der ganzen Geheimniskrämerei, in der er unfreiwillig gelandet war. Er wäre nicht weiter verwundert gewesen, wenn Eddie sich vor seinen Augen in Luft aufgelöst hätte.

»Marion Martens war für die Mission eingeplant. Sie hat hervorragende Vorarbeit geleistet. Zuerst im Deutschen Reich und dann hier ... Aber sie ist abgesprungen. Und damit meine ich nicht mit einem Fallschirm über Frankreich.«

»Wann?«

»Gestern.«

Charlie stieß einen gereizten Brummel aus. Das, was da am grünen Tisch geplant worden war und wofür er und eine Handvoll Frauen ihre Köpfe hinhalten sollten, war hoch risikoreich. Jetzt die Anführerin zu verlieren, kam einem Desaster gleich, noch bevor die Mission überhaupt richtig gestartet war.

»Marion ist schwanger ... wollte das Risiko nicht mehr eingehen.«

Charlie nickte. Dafür hatte er zwar Verständnis, für ihn und das restliche Team machte es die Situation aber nicht besser.

Eddie klopfte sich auf die Oberschenkel und erhob sich. »Ich hole jetzt mal die Nachfolgerin.«



TRIXIE

»Machen wir weiter.« Beatrice Erlemann strich sich eine lose Strähne ihres dunkelbraunen Haars hinters Ohr und machte sich eine Notiz. Sie würde die Frau mit dem Tarnnamen Edith von der Liste streichen müssen. Obwohl ihre Leistungen in allen anderen Bereichen herausragend waren und sie vor so gut wie nichts Angst zeigte, war ihre Aussprache selbst nach monatelangem, intensivem Sprachunterricht weiterhin eine Katastrophe. Sie würde weder als Französin noch als Deutsche durchgehen; nicht einmal annähernd, auch wenn sie behaupten würde, dass sie irgendwo im Ausland aufgewachsen sei, was einen leichten Akzent erklären könnte. Aber eben nur bis zu einem gewissen Grad. Edith war das Kind einer deutschen Frau und eines Mannes aus dem Londoner East End. Sie hatte nie Deutsch gesprochen, was man ihrer Aussprache anhörte; schlimmer war noch, dass sie manche Worte schlicht falsch gebrauchte, wie es Leute mit Cockney-Dialekt machten.

Die Tür des Unterrichtsraums wurde so schwungvoll geöffnet, wie nur Eddie dies tat, und Trixie drehte sich zu dem Mann um.

»Erlemann, mitkommen.«

»Gut, machen wir eine Pause«, sagte sie zu ihrer ungewöhnlichen Schulklasse. Ausgerechnet von Edith kam ein erleichtertes Aufatmen. Die Frau musste sich durch jeden theoretischen Unterricht regelrecht quälen, was in Trixie erneut die Frage weckte, warum sie überhaupt hier war. Die geplante Mission erforderte gewisse Fähigkeiten, der sportliche Aspekt spielte dabei eine eher untergeordnete Rolle. Dennoch hatten ihre Schülerinnen, wie alle SOE-Agenten, die übliche dreistufige Ausbildung durchlaufen.

Trixie folgte Eddie durch den langen, dunklen Flur, vorbei an den winzigen Zimmern des Ausbildungspersonals, zu dem sie als Lehrerin für Sprachen und Brauchtum ebenfalls gehörte. Als sie hinter ihrem Vorgesetzten das Büro betrat, erhob sich aus einem der Sessel ein großer, breitschultriger Mann mit schwarzem, kurz geschnittenem Haar, einem dunklen Bartansatz und leuchtend blauen Augen. Er hielt sich sehr aufrecht und musterte sie auf eine faszinierend selbstbewusste Art, dabei schien er den ganzen Raum mit seiner Präsenz auszufüllen. Von ihm ging eine Aura von Autorität aus, die ihn vermutlich zu einem geborenen Anführer machte.

Trixie vermutete in dem Neuankömmling den Teamleiter, wobei sie sein Rangabzeichen irritierte. Hatte die Mission einen so hohen Stellenwert, dass man einen Captain einband? Zudem fragte sie sich, warum Marion nicht hier war. Falls Trixie einen abschließenden Bericht über den erteilten Unterricht abgeben und eine Empfehlung aussprechen sollte, welche ihrer Schülerinnen sie für eine Mission im Deutschen Reich für geeignet hielt, wäre die Anwesenheit der Frau sinnvoll, da sie gemeinsam mit den ausgewählten Agentinnen ins Deutsche Reich gehen würde.

»Das ist Captain Charlie Hunter, ihm obliegt die militärische Leitung. Miss Trixie Erlemann.« Eddie wartete, bis der Offizier ihr zugewandt hatte, Trixie tat es ihm gleich. Sie fand die Begrüßung deutlich unterkühlt und war froh, dass sie mit dem Respekt einflößenden Mann nur ein Gespräch führen musste. Danach würde ihre Aufgabe in diesem Camp beendet sein, und sie könnte nach Hause zurückkehren. Wobei sie nicht wusste, was sie dann tun sollte ... Ihre Stelle als Übersetzerin hatte sie für dieses Abenteuer aufgegeben. Ob das Kriegsministerium vielleicht noch jemanden gebrauchen konnte, der abgehörte Funkprüche oder erbeutete Unterlagen ins Englische übertrug?

Sie verschob die Überlegung auf später und setzte sich auf die Couch – eindeutig das bequemste Möbelstück im Raum, wie sie inzwischen wusste. Ihr Blick huschte zur Tür. Wo blieb Marion? Und warum waren die anderen Ausbilder nicht ebenfalls hier? Immerhin galt es, gemeinsam eine Personalentscheidung zu treffen.

»Ich bin Ihnen dankbar, dass Sie sofort eingesprungen sind. Das verhindert eine unnötige Verzögerung.« Charlie prostete ihr mit einer Blechtasse in der Hand zu, der Duft von echtem Kaffee wehte zu ihr herüber. Gefolgt von ... Irritation. Fragend blickte sie zu Eddie. Der rutschte nervös auf seinem Sessel herum und konnte ihr nicht ins Gesicht sehen.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte sie in das unangenehme Schweigen hinein.

»Miss Erlemann hat einen deutschen Vater, eine britische Mutter und französische Großeltern. Sie spricht alle drei Sprachen akzentfrei«, begann Eddie ihre Fähigkeiten anzupreisen, die sie hierher in das Ausbildungscamp geführt hatten. Er wich ihrer Frage aus; sie runzelte verwirrt die Stirn.

Charlie nickte ihr zu, als hätte sie sich bei ihm als Hauslehrerin beworben. Versteckt hinter ihrem Rücken ballte sie die Hände zu Fäusten. Ging es hier gar nicht um die abschließende Beurteilung und Auswahl der Anwärterinnen? Gab es für sie vielleicht eine Chance auf eine Folgeanstellung? Das würde sie wirklich begrüßen. Entsprechend ambitioniert setzte sie sich aufrechter hin und sah den Mann mit den markanten Gesichtszügen aufmerksam an. Normalerweise wirkte jeder, der in dem alles verschlingenden roten Monstrum saß, verloren und lächerlich, nicht so Charlie Hunter.

Eddie fuhr unbeirrt fort: »Miss Erlemann hat in allen drei Ländern etwa gleich viel Zeit verbracht, weshalb sie die Besonderheiten und ... nennen wir es Macken der jeweiligen Bevölkerung kennt. Zudem entstammt sie – von französischer Seite aus – einer Diplomatenfamilie. Heißt: Sie hat eine für eine Dame herausragende Schul- und Etikettausbildung genossen. All dies macht sie zu einer hoch qualifizierten Ausbilderin.«

Trixie sah, wie Charlie irritiert den Kopf hob, dann stellte er den inzwischen leeren Becher hart auf dem zerschrammten Beistelltisch ab. »Ausbilderin?« Er stieß das Wort hervor, als beinhalte es etwas Anrüchiges.

»Nun ja ...« Eddie schien sich zu winden, was Trixie erneut

alarmierte. Irgendetwas ging hier vor sich, was sich ihr nicht erschloss. In ihr machte sich das ungute Gefühl breit, dass sie es lieber nicht erfahren wollte.

»Wir brauchen als Führungsagentin eine Frau, die perfekt Deutsch spricht, das Land kennt, Beziehungen zur Bevölkerung aufbauen kann, oder besser noch: sie schon hat. Sie sollte in allen Situationen Ruhe bewahren und rationale Entscheidungen treffen.« Charlie musterte sie unter hochgezogenen Augenbrauen. »Eine aparte, aber dennoch unauffällige Frau, die andere für sich einnehmen kann und der man sich gern anvertraut. Sie muss eine Gruppe wild zusammengewürfelter Agentinnen anführen und – so hoffen wir – alle wieder sicher hierher zurückbringen.«

Trixie nickte leicht, da sie in Marion all diese Eigenschaften vereint sah. Nur, warum war sie noch immer nicht hier?

»Und Sie sehen sich dazu in der Lage?«

Trixie brauchte einige Sekunden, bis sie begriff, dass die Frage des Captains an sie gerichtet war. Sie sah ihn an, blinzelte einmal irritiert, dann ein zweites Mal. Ihre verzögerte Reaktion ließ ihn unwillig die Stirn runzeln.

»Äh ... wie bitte?«, fragte sie schließlich, und im selben Augenblick durchschaute sie, was hier gerade passierte. Sie schoss hoch und baute sich mit in die Seite gestemmt Händen vor Eddie auf. Charlie erhob sich höflich; Eddie, der das nicht konnte, weil Trixie ihm im Weg stand, sah aus, als wünschte er sich, das Polstermöbel würde ihn tatsächlich verschlingen.

»Davon war nie die Rede!«, begehrte sie auf und fühlte, wie Panik in eiskalten Wellen über ihren Rücken lief. »Ich bin die Ausbilderin für die Frauen, die zur Auswahl stehen. Mehr nicht! Wo ist eigentlich Marion?«

»Abgeleitet, weil sie schwanger ist.« Eddie war kaum zu verstehen. Der Mann hatte sich als ein guter Leiter des Camps erwiesen; erfolgsorientiert und mitfühlend zugleich, strukturiert und freundlich. Womit er nicht umgehen konnte, waren Frauen, die Dominanz zeigten – von denen es im Camp allerdings viele gab.

»Fein, dann bin ich auch schwanger!«, stieß Trixie hervor, was ihr ein entsetztes Keuchen von Eddie einbrachte und – zu ihrer Verwunderung – ein kurzes, tiefes Auflachen von Charlie.

Der Captain wurde allerdings schnell wieder ernst, sein beeindruckend kalter Blick galt Eddie. »Sie weiß nichts davon?«

»Ich hatte noch keine Gelegenheit, es ihr zu sagen.«

»Das sind denkbar schlechte Voraussetzungen für sie, die Mission zum Erfolg zu führen.«

»Sie ist wirklich gut.« Eddie klang wie ein wohlmeinender Onkel.

»Sie hat keine entsprechende Ausbildung!«

»Sie ist anwesend«, brummte Trixie vor sich hin. Sehr zu ihrem Erstaunen entschuldigte sich Charlie durch eine leichte Verbeugung in ihre Richtung und deutete dann einladend auf die Couch. Wider besseres Wissen setzte sich Trixie. *Es wäre klüger, du würdest sofort die Flucht ergreifen.* Sie schob den Gedanken beiseite, da sie viel zu gespannt war, was nun geschehen würde. In ihrer Familie war man sich nicht ganz einig darüber, ob ihre Neugier eine Stärke oder vielmehr ihre aufreibendste Schwäche war ...

»Ich bin hier, weil die Mission in den nächsten Tagen startet«, erläuterte Charlie an Trixie gewandt. Eddie ignorierte er nun vollständig. »In Whitehall nimmt man an, alles sei vorbereitet. Ich soll nur noch das Team zusammenstellen, in Absprache mit Mr Webber hier und den Ausbildern dieses Camps.«

»Ich bin eine Ausbilderin, keine Agentin«, stellte Trixie nochmals klar.

»Das ist mir jetzt bewusst.« Charlie fuhr sich mit beiden Händen durch das schwarze Haar, das daraufhin nach allen Seiten abstand. Dieser Anblick ließ ihn weicher wirken, menschlicher, irgendwie charmant. Er erhob sich wieder und schien den ganzen Raum auszufüllen. »Geben Sie uns bitte einige Minuten, Miss Erlemann?«, bat er sie. Die Art, wie er ihren Nachnamen aussprach, verriet ihr, dass er annähernd perfekt Deutsch sprach. Vermutlich einer der Gründe, weshalb er die Mission anführen sollte. Mit ... *ihrer* Beteiligung?

Trixie floh förmlich aus dem Raum, verließ die Baracke und ging an

den beiden benachbarten Gebäuden vorbei in den Wald. Dort lehnte sie sich an den rauen Stamm einer Kiefer.

»Atme!«, befahl sie sich selbst. Seit ihrer Ankunft hatte sie den Mut jener Frauen bewundert, die sich bereit erklärt hatten, nach Nazi-deutschland zu reisen, um dort geraubte Wertgegenstände der jüdischen Bevölkerung zu sichern. Wie sie wusste, waren darunter Gemälde und Skulpturen großer Meister, ganze Archive, Schmuck und Alltagsgegenstände von hohem Wert.

Sie hatte sich nicht vorstellen können, woher ihre Schülerinnen den Mut nahmen, derlei zu wagen, zumal Hitler in Linz ein Museum größenwahnsinnigen Ausmaßes bauen wollte, was bedeutete, dass viele dieser Kunstgegenstände von ihm angefordert worden waren. Die Frauen würden also Hitler persönlich ... *berauben*.

Und jetzt das ... Marion war fort, und jemand hatte entschieden, dass sie, Beatrix Erlemann, in ihre Fußstapfen treten solle. Doch diese waren viel zu groß! Sie war nicht bereit dafür. Weder mental noch körperlich.

Sie hatte nie die drei Stufen der SOE-Ausbildung durchlaufen und somit nicht gelernt, wie man Verfolger abschüttelte oder bei einer Festnahme durch die Gestapo mindestens 48 Stunden lang psychische und körperliche Folter ertrug, damit den Mitverschwörern ausreichend Zeit zur Flucht blieb. Sie konnte nicht mit Zeitzündern, Plastiksprengstoff und Brandbomben umgehen oder mit ausländischen Feuerwaffen schießen – oder überhaupt mit irgendeiner Waffe! Eine Ausbildung im Nahkampf hatte sie ebenfalls nicht durchlaufen. Trixie hatte weder das Fitnesstraining absolviert noch so harmlose, aber wichtige Dinge wie Kartenlesen gelernt. Sie hatte keinen der fünf obligatorischen Fallschirmsprünge gemacht und wusste nichts darüber, wie man unauffällig in einem besetzten Land untertauchte.

Außerdem fehlte ihr eine Tarnidentität mit fiktivem Lebenslauf und gefälschten Papieren, die alle Teilnehmerinnen dieses Kurses auswendig gelernt und so verinnerlicht hatten, dass sie ihnen in Fleisch und Blut übergegangen war. Sie war keine Spezialistin für ... irgendetwas. Nicht so wie Edith, die von Kindesbeinen an von ihrem Vater darauf

trainiert worden war, Leute zu bestehlen und in Häuser einzubrechen. Man hatte sie eigens aus dem Gefängnis entlassen, weil sie sich bereit erklärt hatte, Teil dieser Ausbildungsgruppe zu sein und – falls sie sich bewährte – ins Deutsche Reich geschickt zu werden.

Trixie hatte Edith vorhin von der Kandidatenliste gestrichen, und doch war sie weit besser geeignet als sie selbst. Sie schüttelte entschieden den Kopf.

Drei

April 2019, Deventer

EMILIA

Anneke schüttelte entschieden den Kopf. »Ich kann Ihnen nicht mehr über Ihren Urgroßvater erzählen, als Sie schon wissen.«

»Aber Ihre Mutter hat ihn gekannt und gelegentlich erwähnt«, wandte Emilia ein und stellte die filigrane Tasse mit dem Goldrand und dem in ihren Augen kitschigen Rosenmuster auf die Untertasse zurück. Das Rosa der erhabenen Blüten auf dem Geschirr fügte sich perfekt in das Ambiente ein. Für Emilia, die so viele Fragen hatte, war das etwas zu viel von einer rosaroten Welt. Wobei sie wusste, dass sie Anneke damit unrecht tat. Ihre Familiengeschichte war ganz sicher alles andere als rosarot. Vielleicht legte die alte Dame deshalb Wert auf eine helle, leicht verspielte Einrichtung? War das eine Form von Kompensation?

»Manchmal fiel der Name Sebastian Seidel, ja. Aber als Kind und junge Frau hat mich dieser Mann und seine Geschichte mit meiner Mutter nicht sonderlich interessiert. Ich wollte das Leben genießen, mich verlieben, Karriere machen ...«

»Sie haben sich nie von ... früher erzählen lassen, obwohl Sie sich politisch engagiert haben?« Emilia wusste, dass ihre Frage kritisch klang. Aber warum hatte Anneke vorhin so heftig reagiert, wenn sie doch angeblich nicht wusste, wie und wo ihre Mutter und Sebastian Seidel aufeinandergetroffen waren? Wusste die Frau wirklich nicht, was die beiden verbunden hatte und wie die Wertgegenstände, die immer noch unbeachtet in dem grauen Pappkarton lagen, auf den

Dachboden gekommen waren? Und warum ihr Urgroßvater sie ursprünglich an die Lindenheims hatte schicken wollen, dies aber zeitlebens nicht getan hatte?

»Mein Interesse an der persönlichen Geschichte meiner Mutter und damit an meiner Familiengeschichte erwachte erst spät.« Anneke seufzte und strich die Falten ihres grauen Kostümrocks glatt. »Ich war eines der wenigen Mädchen im Kinderlager von Bergen-Belsen. Mit sieben Jahren wurde ich befreit. Ich habe überlebt; so viele andere nicht. Kennen Sie den psychologischen Begriff *Überlebensschuld-Syndrom*, gern auch *KZ-Syndrom* genannt?«

»Es ist eine Form von posttraumatischer Belastungsstörung.«

»Genau. Heute ist das PTBS etwas, was jeder kennt. Aber damals ...« Anneke winkte ab. »Ich wollte lange Zeit nichts mehr von der Vergangenheit wissen, sondern ... vergessen. Das Kriegsende und die anbrechenden Fünfzigerjahre versprachen Leichtigkeit, Lachen, Liebe, eine Zukunft. Ich habe das, was mir passiert ist, abgestreift wie einen alten Mantel.« Anneke sah Emilia an, als erwarte sie Zustimmung und Verständnis für ihren Wunsch von damals. Emilia konnte sie nur teilweise verstehen. Aber wer war sie, jemanden zu kritisieren, der so viel Leid und Tod erlebt hatte? Also nickte sie ihrer Gesprächspartnerin bestätigend zu.

»Irgendwann musste ich aber feststellen, dass dieser Mantel an mir haftete, mit dem Blut all jener festgeklebt, die nicht überlebt hatten. Damals erwachte – zwangsläufig – mein Interesse an der Leidensgeschichte meiner Vorfahren im Allgemeinen und an der meiner Familie im Speziellen. Leider war meine Mutter da bereits erkrankt. Sie hatte einen Hirntumor, was dazu führte, dass sie viele Erinnerungen vergaß und durcheinanderwarf. Im Grunde war das eine Form von Gnade, aber so gingen eben auch die ... guten Erinnerungen verloren. Wie gesagt, sie nannte manchmal den Namen Ihres Urgroßvaters, und das regte sie immer sehr auf. Mehr kann ich Ihnen leider nicht sagen.«

»Das ist bedauerlich«, meinte Emilia. Ihr Blick wanderte zu dem Paket auf der Couch.

Anneke fuhr fort: »Bei der Suche nach überlebenden Verwandten

stießen wir auf nichts als Todesnachrichten. Irgendwann erreichte uns ein Paket von einer früheren Bekannten meiner Eltern aus Berlin. Sie hatte, nachdem uns die SS aus unserer Wohnung geholt hatte, einige Gegenstände an sich genommen – Dinge, die die Kunsträuber nicht interessiert hatten. Darunter befand sich auch unser Fotoalbum. Anhand der Fotos darin konnten meine Mutter und ich zumindest in Teilen belegen, welche Wertgegenstände unserer Familie gehört hatten. Bilder an den Wänden, Skulpturen, ein Flügel und weitere Instrumente wie eine wertvolle Stradivari. Auch das Meissener Geschirr, Schmuck, den die Frauen auf den Fotos trugen oder die Herren, wenn es sich um Krawattennadeln oder Manschettenknöpfe handelte. Die waren aber nicht gut zu erkennen. Alles, was wir beschreiben und belegen konnten, haben wir suchen lassen. Im Jahr 2015, nach der Eröffnung des Zentrums Kulturgut in Magdeburg, habe ich in die dortige Lost-Art-Datenbank erneut all das eingegeben, was verschwunden war und, soweit möglich, Fotoausschnitte hochgeladen.«

»Über diese habe ich Sie gefunden«, sagte Emilia.

Das nachfolgende Schweigen hing schwer in der Luft, die leicht nach Holzrauch und Kaffee roch.

»Ich sollte das Paket jetzt wohl öffnen.« Anneke klang so zaghaft, ja verletzlich, dass Emilia über den Tisch griff und kurz ihre Hand drückte.

»Wäre es Ihnen lieber, wenn ich mich zuvor verabschiede?«

Nachdenklich sah die ältere Frau sie an, dann schüttelte sie kaum merklich den Kopf. »Ich denke, das wäre nicht fair. Sie haben so viel auf sich genommen, um mich zu finden, dass Sie dabei sein sollten.«

»Das muss ich nicht, wirklich«, beteuerte Emilia. »Mehr als Neugier, ob Sie den Inhalt wiedererkennen, treiben mich Schuldgefühle um. Ich weiß nicht, wie mein Urgroßvater damals zu diesen Gegenständen kam, aber ich befürchte, die Geschichte ist keine ... ruhmreiche.«

»Sie mochten ihn«, stelle Anneke leise fest.

»Sehr sogar. Er war humorvoll und abenteuerlustig und hat sich für mich und meine Cousinen und Cousins viel Zeit genommen. Er hat

mich immer angespornt und mir mehr zugetraut als ich mir selbst.« Emilia verschwieg, dass er ihr das Leben gerettet hatte – im übertragene-
nen Sinne. Energisch drängte sie den Schmerz zurück, der wie so oft
bei diesem Gedanken ihren Körper überfluten wollte.

»Das klingt schön. Umso schmerzhafter muss es für Sie sein, nun
zu erfahren, dass er Teil dieses menschenverachtenden Systems war.«

»War er das denn?«, murmelte Emilia, wobei die Frage nicht an ihre
Gesprächspartnerin gerichtet war, sondern an sich selbst. Musste sie
wirklich vom Schlimmsten ausgehen?

»Jetzt verstehe ich, was Sie dazu getrieben hat, mich ausfindig zu
machen.« Anneke erhob sich und ging hinüber zur Couch. »Aber
ich kann Ihnen diese Last nicht abnehmen. Ich will es nicht einmal,
denn ganz egal, was Sie über Sebastian Seidel herausfinden ... Meine
Familie bleibt auf der Opferseite. Die Schoah ist Feuer speiend wie
ein Drache über uns hergefallen und hat nur meine Mutter und mich
übrig gelassen. Mein Vater hat damals den Tod gefunden, später auch
mein Bruder und meine Schwester. Ich hatte keine Großeltern, die sich
Zeit für mich nehmen konnten, denn es gab keine gemeinsame Zeit
mehr für uns. Wie es ist, Cousinen und Cousins zu haben, durfte ich
nie erfahren.«

»Ich verstehe.« Emilia spürte, wie der Schmerz in ihrem Herzen den
Kopf hob wie ein lauernder Puma; bereit, seine Pranken in das Fleisch
seines Opfers zu schlagen.

»Gut.« Anneke trat neben Emilia und legte ein schwarzes, alt wir-
kendes Fotoalbum vor ihr auf den Tisch. »Sehen Sie sich diese Men-
schen an.« Ihre Stimme transportierte Schmerz und Wut zugleich und
jagte eisige Spitzen durch Emilias Adern.

Sie schlug die erste Seite auf und betrachtete eine leicht ver-
schwommene Schwarz-Weiß-Aufnahme von einer jungen Frau im
weit gebauschten Hochzeitskleid mit geschnürter Taille, an ihrer
Seite der Bräutigam in Frack und Zylinder. Vorsichtig blätterte sie das
dünne, raschelnde Schutzblatt um, das an einer Stelle bereits einge-
rissen war. Weitere Hochzeitsfotos anderer Paare folgten, dazwischen
Familienfotos mit Eltern und Großeltern sowie hübsch arrangierte

Kinderbilder. Fasziniert und gleichzeitig mit schmerzdem Herzen blätterte Emilia durch das Album und sah die Personen heranwachsen. Sie blickte in die lachenden Gesichter von jungen Mädchen, die sich untergehakt hatten und in züchtig-altmodischen Badekleidern am Meer posierten, manchmal auch mit Pferden oder Hunden. Dann dieselben Frauen, einige Jahre älter, im Ruderboot auf einem See. Zwischendurch gab es Aufnahmen von übermütig in die Kamera grinsenden Männern, einmal sah Emilia zwei von ihnen ernst in Uniform und mit Pickelhaube strammstehen.

Sie konnte beobachten, wie sich die Mode änderte und neue Familienmitglieder hinzukamen. Dazwischen gab es immer wieder Aufnahmen am Meer ... Emilia begriff, dass zu Annekes Familie sehr viele Menschen gehört hatten und dass sie sich alle nahestanden hatten. Dass sie das Leben gefeiert und – das zeigten die Bilder – in Wohlstand gelebt hatten. Bis zu jenem verhängnisvollen Tag im September 1935, als in Nürnberg das *Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre* erlassen wurde, dem nach der Wannseekonferenz im Jahr 1942 noch weit menschenverachtendere Gesetze gefolgt waren. Dort hatte eine Handvoll Männer darüber entschieden, wer leben durfte und wer gen Osten deportiert und getötet werden sollte.

Emilia hob den Kopf und sah, dass Anneke jetzt auf dem Stuhl direkt neben ihr saß, im Schoß hielt sie die Schachtel. Behutsam strich sie mit den Fingern über die verblasste Anschrift, dann nahm sie den Deckel ab. Sie zog das als Füllstoff dienende Seidenpapier heraus und legte es auf den Tisch. Tränen glitzerten in ihren Augen, und sie versuchte, diese wegzublinzeln. Berührt von dem Schmerz und der Trauer der alten Frau kämpfte auch Emilia gegen die Tränen an.

Die von Sonnenflecken bedeckten Finger ergriffen eine filigrane weiße Porzellantasse. Sie war hauchdünn, fast durchscheinend, ihr einziger Schmuck war eine stilisierte, erhabene Blume, deren Blüte Emilia an ein in ihren Augen profanes Gänseblümchen erinnerte. Die Tasse gehörte zu jenem Meissener Porzellanservice, das sie auf einem der von Anneke eingestellten leicht unscharfen Fotos – da ausgeschnitten und vergrößert – in der Lost-Art-Datenbank gesehen hatte.